



Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.



Ein  
literarischer Salon.

Ganz Paris kennt den Salon der Baronin Hulín. Die Einen vergleichen ihn mit den großen Salons des XVIII. Jahrhunderts und finden, daß das grüne Boudoir der Baronin nur eine Fortsetzung des Alkoves der Madame Geoffrin sei; die Anderen zucken die Achseln und meinen, der Salon der Madame Hulín existire überhaupt nicht. Die Wahrheit ist,

daß der Salon der Baronin Hulín sehr in der Mode ist. Die Schmeichler wie die Tadler dieses Salons übertreiben in gleicher Weise. Die Baronin hat den Geschmack der Zeit begriffen. Ihre Jugend war eine ziemlich stürmische gewesen. Der verstorbene Baron Hulín hatte in der Diplomatie gedient und war daher oft genöthigt, seinen Amtsitz zu wech-

sein. Madame Hulín trieb die Liebe zu ihrem Gatten und zu ihrem Vaterlande so weit, daß sie sich in jeder Weise opferte, um politische Nachrichten einzuziehen. Die bösen Zungen behaupten allerdings, daß sie mehr Liebhaber als Nachrichten hatte. Das Ergebnis dieser diplomatischen Laufbahn war, daß der Baron als bevollmächtigter Minister in Pension starb, daß die Baronin in aller Herren Ländern Verbindungen hatte und daß zwei junge Mädchen, die eine sehr blond, ein ausgesprochen slavischer Typus, die andere sehr braun, ein entschieden südlicher Typus, sich im Hausgarten der Baronin ergingen, — zwei junge Damen, die auf die Namen Nadja und Carmencita Hulín antworteten. Sie sahen einander nicht im Mindesten ähnlich, sie sahen auch dem verstorbenen Baron nicht ähnlich; aber das sind Dinge, die in den besten Familien vorkommen.

Als Madame Hulín mit zwei heirathsfähigen Töchtern und einer kosmopolitischen Vergangenen Wittwe ward, sagte sie sich, daß sie die ersteren verheirathen, die letztere vergessen machen müsse. Sie hatte nicht Vermögen genug, um solche Feste zu geben, welche selbst die Widerpänsigsten überzeugen; mit ihren zweimalhunderttausend Francs Renten konnte sie im Winter ihre Tafel höchstens mit frischem Weinlaub schmücken; heutzutage aber verblüßt man die Leute höchstens, wenn man Ende Jänner kleine Pflüschbäume, mit Früchten bedeckt, auf den Tisch stellt. Die Pflüsch sind zwar schlecht, aber sie kommen auf zehn Schilling per Stück, weil man sie aus Richmond kommen lassen muß.

Die Baronin hätte sich auf die Frömmigkeit werfen können; allein die katholische Welt ist sehr mißtrauisch geworden. Ueberdies stand die Frage der Zukunft ihrer Töchter auf der Tagesordnung. Mit ihrer Baronie aus der Zeit des ersten Kaiserreiches und ihrem mittelmäßigen Vermögen durfte sie nicht hoffen, dieselben an Herzoge oder Marquis zu verheirathen. Sie mußte daher an ein anderweitiges Ausfuhrmittel denken. Madame Hulín suchte lange, aber endlich fand sie doch: Sie wird einen literarischen Salon eröffnen; bei ihr wird die Aristokratie der Geburt mit der Aristokratie des Geistes zusammentreffen. Sie zögerte ziemlich lange mit der Verwirklichung dieses Planes, denn sie begriff, daß ihr Salon nur dann reussiren könne, wenn sie auf gewisse Entschädigungen anderer Art fortan verzichtet. Die „Ausflüge in die Vergangenheit“ waren noch möglich, so lange sie Frau Baronin Hulín war, eine wohlkonservirte, in den Dämmerstunden sogar begehrenswerthe Bierzigerin. Allein, wenn sie die Baronin Hulín sein wollte, deren literarischer Salon zu den Merkwürdigkeiten von Paris gehörte, mußte sie die Neugierde von ehemals aufgeben und „pure Seele“ sein.

\*

Ihr Erfolg war ein vollständiger. Sie verstand es, in ganz Paris zu verbreiten, daß sie den besten Koch des Landes habe. Anfänglich gab sie nur kleine Diners zu sechs Gedecken. Sie hatte den Muth, Herrn Ernst Renan und den päpstlichen Nuntius zusammen einzuladen. Diese Herren verbrachten damit zwei Stunden, daß sie einander erzählten, wie in den Seminarien zu Paris und Rom Hammelspringen gespielt wird; und seit der berühmten Soiree, in welcher sie den Bruder Dostojewsky's empfing, der kein Wort Französisch verstand,

aber ein „erotischer“ Literat war, war der Ruf ihres Salons begründet. In einem Winter war es ihr gelungen, ihn zu einer Merkwürdigkeit von Paris zu machen. Sie war nur über Eins erstaunt: daß sie nämlich keinerlei „Neugierde“ verspürte; alle diese Berühmtheiten ließen sie kalt. War sie wirklich schon eine alte Frau? Wenn sie einen Philosophen den ganzen Abend von der weiblichen Seele sprechen hörte, von den „zarten Mädchen dieser feinen Maschine, die man durch die Lupe betrachten müsse“ — empfand sie gar kein Verlangen, sich der Lupe des Philosophen zu unterziehen. Wenn ein Romancier aus der pessimistischen Schule von seinem Skalpel sprach, mit welchem er die Seelen der Frauen, dieser „göttlichen Kinder“ zerlegte, blickte sie ihn gleichgiltig an; es fiel ihr nicht ein, den Romancier aufzufordern, daß er ihr sein Skalpel zeige.

Und Frau von Hulín schien zufrieden. Sie sah sich im Geiste schon als stille Großmutter, die ihre Töchter verheirathet hat und fern von allen Ueberraschungen des Herzens, zwischen einem gelehrten Numismatiker und einem Dichter des häuslichen Herdes ruhig dahinlebt. Sie begriff, daß die Leute, die so viel Tinte und so viel Thränen vergießen, dabei auch stehen bleiben. Die Zukunft des Salons Hulín war gesichert.

\*

Im heurigen Sommer hielt die Baronin Hulín in Folge der Ausstellung ihren Salon offen. Es kamen viele Spanier, Schweden, Brasilianer und Schweizer, und diese Besuche gaben ihrem Salon einen ausgesprochen internationalen Charakter. Diesen fremden Gästen mußten auch fremdartige Zerstreuungen geboten werden, und darum war denn auch Alles, was die Ausstellung an erotischen Dingen zu bieten hatte, in den Salons der Baronin wiederzufinden. Die rumänischen „Lautars“ zupften da ihre Instrumente, König Dinu-Casilou dirigte da, die ungarischen Sänger trugen ihre Fußtenlieder vor, die Bajadere von der Klavenser Straße führten ihren „Baudctanz“ auf.

Madame Hulín, die allmählig die „gute Madame Hulín“ wurde, war daher nicht sonderlich erstaunt, als der Poet Cardié, ein Akademiker, der trotz Alledem ein „Zigeuner“ geblieben, ihr den Vorschlag machte, Carbotino mitzubringen, den Stierkämpfer, der ganz Paris anlockte. Zwar rief sie aus: „ach, dieser Metzger!“ — allein Cardié machte ihr begreiflich, daß Carbotino ein Mann von guten Manieren sei, daß er ein Armband zurückgesendet, welches eine Bankiersgattin ihm geschenkt hatte, (Cardié wußte freilich nicht, daß der Torero das Juwel zu „schäbig“ gefunden hatte), daß junge Damen ihm zu Ehren Diners geben, kurz, daß er der Stier, nein, der Löwe des Tages sei.

Die gute Madame Hulín gab endlich nach.

\*

Am nächsten Abend saß die Frau des Hauses an der Seite des berühmten ungarischen Publizisten Pajtaki, als der Lakai meldete:

— Herr Cardié! Herr Carbotino!

Madame Hulín erhob die Augen und sah hinter dem etwas verlotterten Akademiker nicht den in Seidenhöschen gekleideten Torero eintreten, den sie erwartet hatte, nicht einen in buntschillernden Farben paradirenden Komödianten, wie sie

befürchtet hatte, sondern einen mit vollkommener Eleganz gekleideten Herrn, mit grauen Handschuhen, sauber rasirt, den Claquehut unter dem Arme, groß und stark; und dieser Herr trat auf dem glatten Parket der Salons mit derselben Ruhe und Sicherheit auf, wie in seiner Arena. Madame Gulin war erstaunt; doch als sie ihn auf sich zuschreiten sah, als er mit der Würde eines Grand von Spanien sich vor ihr verneigte und ihr die Hand küßte, da fühlte sie sich seltsam bewegt. Dann sagte Carbotino kein Wort mehr; er lehnte sich an den Kamin und, während man ihn betrachtete, während sein Name von Mund zu Mund ging, stand er da, lächelnd, unbeweglich, Brust heraus, ein Bein vorgestreckt, als ob er sagen wollte: „Da schaut her! Das lohnt die Mühe!“

Madame Gulin war dieser Ansicht und verschlang ihn mit den Augen und fühlte mit einem Male . . . ihre alte Neugierde wieder erwachen. Sie hatte sich niemals gefragt, wie ein Dichter eine Seele zerlegt, aber sie war jetzt ungemein begierig zu wissen, wie ein Torero einen Stier tödtet. Ach, hätte er ihr doch vorgeschlagen, ihr seinen Degen zu zeigen! Allein, es kommt nur bei den Philosophen vor, daß sie ihre Lupe zeigen. Sie sagte ihm einige schmeichelhafte Worte und er erwiderte darauf nichts, als „Oh, Madame!“ Aber diese zwei Worte schienen ihr tief sinniger, als alle Philosophie der Welt. Oh, sie mußte erfahren, wie er den Stier tödtet, sie mußte die Spada sehen! Sie wird wissen, sie wird sehen!

Und sie lud Carbotino für den nächsten Tag zum Frühstück.

\*

Am nächsten Tage gegen fünf Uhr wußte sie! Sie wußte, daß die Literatur nur gedruckt taugt; sie wußte, daß es Begierden gibt, die nur schlummern und der Wiedererweckung harren . . .

St—ek.

### Kleine Ein- und Ausfälle.

Viele Illusionen schwächen die Thatkraft.

\*

Das wohlfeilste Lob ist das, welches die Selbstzufriedenheit zollt.

\*

In der sogenannten guten Gesellschaft wird eine, wenn oft auch noch so verwerfliche Lüge leichter vorziehen, als rücksichtslose Wahrheit.

\*

Nicht der Wille, die That ist des Menschen Himmelreich.

\*

Wohlthun und Großthun ist oft daselbe.

\*

Von Genuß zu Genuß eilen, aus einem Vergnügen sich in das andere stürzen, das nennt man in der modernen Gesellschaft sein Leben in Ruhe genießen.

Gw—r.



## Die schlimme Gräfin.

Humoreske von Hermann Grabert.

Der junge Baron Kurt von Sarnack hat eine alte Goldtante, der die Thermalbäder von Ragenhausen verordnet waren, nach diesem Kurort begleitet. Nachdem man im Badhotel abgestiegen, zog die Tante sich zurück, um der Ruhe zu pflegen. Kurt dagegen besuchte das Abendconcert und musterte die Damenwelt.

„Lauter wachsartig bleiche oder gelbe oder grüne Gesichter,“ sagte er sich; „du meine Zeit! Und drei Wochen in diesem Nest! — Ist hier aber gar nichts los, dann lasse ich Selma Sperling kommen und quartiere sie neben mich.“

Das Souper nahm der Baron mit der Tante im Speisesaal des Hotels ein. Kaum hatte der Kellner das Vorgericht aufgetragen, als zwei junge Damen eintraten, von rechts eine schlanke Blondine, von links eine kleine, niedliche Brünette.

\*

Kurt war noch keine zwei Tage im Hotel, so beeilten sich die dort wohnenden Herren, ihm die weiblichen Gäste ausführlich zu beschreiben. Die Eine färbte sich, die Andere schminkte sich, diese trug falsches Haar, jene falsche Hüften, diese hatte einen Schnurbart — ihr Nachbar hatte durch das Schlüsselloch gesehen, daß sie sich rasirte, — die französische Marquise brauchte täglich nur die Hälfte ihres Wassertopfes und die Frau Regierungsräthin liebte mit dem Hühneraugenoperateur!

„Wer ist aber die schlanke Blondine auf Nummer Sieben?“ fragte der Baron.

„O! da ist nichts zu machen, das ist eine Engländerin, Lady Linglebox — sehr anständig —“

„Und ihre Nachbarin, die kleine, niedliche Brünette?“

„O! da ist auch nichts zu wollen, das ist eine Polin, Gräfin Czurbatipolaska — gleichfalls sehr anständig —“

Natürlich händelte Kurt sofort mit den Beiden an, schnitt ihnen die Cour und strahlte förmlich vor Liebenswürdigkeit und Galanterie. Es dauerte auch gar nicht lange, so hatten sich die Schönen in den frischen, flotten, blendenden Weltmann unmeniglich vernarrt.

Es war an einem Sonntage nach der Tafel. Die Damen hielten auf ihren Zimmern ein Nickstündchen, während die Herren, darunter auch Kurt von Sarnack, auf der Freitreppe saßen, Zeitungen lesend und Kaffee trinkend. Da kam ein Drehorgelspieler mit einem in eine buntfarbige Phantasietracht gesteckten Messchen an, stellte sich vor den Herron und entlockte seinem Instrument den Kuswaller aus dem „Lustigen Krieg“. Die übermüthigen Melodien weckten die Schläferinnen. Alles lief an die Fenster, auch Gräfin Czurbatipolaska und Lady Linglebox erschienen.

Die Engländerin warf dem Orgelmann eine Mark hinter und ging in ihr Zimmer zurück; die Polin wollte sich über die komischen Grimassen und Bewegungen des Messchens frank lachen.

„Haha, hehe, hibi!“

Doch plötzlich schloß sie den Mund — ihr Gebiß (vier-

zehn Zähne) war heraus- und auf die Freitreppe gefallen. Wie der Blitz verschwand sie vom Fenster und sank in einen Stuhl.

„Was wird der Baron dazu sagen? Und meine Nebenbuhlerin, die verhasste Jane Bull?“

Sie greift an die Stirn; dann stürzt sie an ihr Puzkästchen, holt aus einem geheimen Fach ein anderes Gebiß, steckt es in den Mund und drückt auf den Knopf der elektrischen Klingel.

„Ach, welches Abenteuer!“ sagt sie, als der Geschäftsführer kommt; „meine Nachbarin, Lady Linglebox ließ eben — da, da vor unsern Fenstern ihre Zähne hinabfallen — die Aermste!“

„Herrje!“

„Sie wagt es nicht, hinunterzugehen; bitte, holen Sie das Gebiß —“

„Ich fliege und bringe es ihr.“

„Nein, nein! Nicht ihr! Sie ist ja ganz zerschmettert. — Geben Sie es mir — ich will es ihr bringen.“

Der Baron sagte sich von Jane Bull los und ging mit Sack und Pack zu der Polackin über. Lady Linglebox gerieth in heftigen Zorn; auch war sie wüthend, daß sie sich weder die mitleidigen Blicke der Einen, noch das spöttische Lächeln der Andern erklären konnte. Genug, sie fand, Katzenhaufen sei ihr nicht zuträglich, und kehrte auf die Pummel- dings-Insel zurück.

### Madht der Liebe.

Mein Freund, Du kennst die Liebe nicht,  
D'rum darfst Du auch gar nichts reden, —  
Sie ist wirklich so, wie man allgemein spricht,  
Sie madht uns die Welt zum Eden!

Sie madht uns so glücklich, sie madht uns so froh,  
Es ist ein Vergnügen — zu lieben, —  
Mir selber ging's ja gerade so —  
Hab' gar ein Gedicht — geschrieben!

Das sandte ich dann dem „Wochenbericht“  
— Dort hat man's nicht angenommen,  
Sonst hätt' ich vielleicht für das selbe Gedicht  
Sogar — Honorar bekommen!

Ignaz Pauer.

### Ein Arm.

Eine Vision von P. Molden.

Gesellschaft bei Geheimraths. Im Saale Tanz.

Tropische Gluth, wie in der Heimath der Palmen, welche die Fensternischen in künstlerischer Ordnung umgeben und lauschige Nestchen für — na, nicht immer für taubenreine Paare bieten; eine ebenso kostbare, wie nützliche Salondecoration. Ein blendendes Lichtmeer fluthet hernieder von dem prachtsirogenden Lustre und den kostbaren Wandarmen, tausendfach gebrochen in Facetten und Prismen, in Tageshelle widerstrahlend aus kostbaren Spiegeln. Das Summen und Flüstern der

Unterhaltung, das Schleifen der tanzenden Paare auf dem bligenden Parquet, dazu das Fiedeln des gewiß theuer bezahlten Orchesters — oh, wie betäubend! Parfümgeschwängert, staubgesättigt benimmt die erhigte Luft mir den Athem; mir flimmert's vor den Augen: all' die verschwenderische Fülle an Glanz und gleißendem Schimmer, die verführerische Farbenpracht, in der das schönere — nein, sagen wir andere Geschlecht gleich Schmetterlingen blendend strahlt, Alles verschwimmt mir vor dem ermüdeten Blick.

Ich fühle mich abgespannt, matt.

Ich fliehe.

Ins Buffetzimmer. Natürlich. Mich lockt die wohlthuende Kühle, das befreiend auf die von der übergroßen Helle des Saales schmerzenden Augen wirkende Halbdunkel; und, bald hätt' ich's vergessen, ein wenig auch, aber nur ein ganz klein wenig, der Inhalt jener silberhalsigen Flasche, neben der sitzend ich mich in einer Nische hinter einer Gruppe erfrischender Topfgewächse finde — nach meiner Flucht mich selbst wiederfinde.

Warum floh ich? Und warum kam ich, wenn ich fliehen wollte? Hand ich denn gar nichts hier, was mich interessiren konnte? Oder bin ich so weit schon, daß mich überhaupt nichts mehr interessirt? Vom Begeistern gar nicht zu reden. Freilich, wenn selbst die geistreiche Unterhaltung des Ballsaales, die heute, morgen, Tag für Tag wiederholt, was sie gestern und vor grauen Jahren schon vorbrachte, wenn selbst der Reiz der buntfarbigen, rührend unschuldsvollen Kostümlosigkeit unseres — ah, anderen Geschlechts mein für Naturgenüsse gerade so harmloser Art sonst recht empfängliches Gemüth nicht mehr bewegte, dann mußte dies unfehlbar den Anfang vom Ende bedeuten. Ja, ich war satt; und gegen dies Gefühl des völligen Gesättigtseins hätten selbst paradiesische Versuchungen vergebens gekämpft. Satt und müde war ich. Nicht lebensmüde; bewahre! Nur ausruhen laßt mich; ruhen und Kräfte sammeln zu neuem Leben. Nicht zum Philisterwerden; ich bin kein Philister. Zu neuem Lebendigsein!

Und so ruhe ich; hier — nicht weit vom Buffet, hinter großblättrigen, hochragenden, mich ganz und gar verbergenden Pflanzengruppen. Ah — so still und einsam. Ein schwerer Vorhang, eine Reihe von Zimmern scheiden mich von der Welt, die mich langweilt; nur leise höre ich wie aus weiter Ferne die letzten Wogen des Meeres der Weltlust, in dem die „Gesellschaft“ schwimmt, bald klingend, bald brausend und murrend vor meiner Einsiedelei branden. Schon wirkt die Stille Heilung; oder sollte es Neue sein? — Fast fühle ich wieder den Muth, mich mit erholten Kräften auch von Neuem in jene Gluthen zu stürzen.

Da — wer kommt dort, mich zu stören? Wer gönnt mir nicht den Augenblick stiller Beschaulichkeit — ha ha soll ich's „Einkkehr in mich selbst“ nennen? Ich komme mir beinahe philosophisch vor in meiner selbstgewählten Einsamkeit.

Eine Dame. Von rechts; mir leider nur ihre Rückseite zeigend.

Das mit dem Philosophiren war ein guter Gedanke. Natürlich bin ich, um meine Ruhe gebracht, ein Pessimist aus Egoismus; wie gewöhnlich. Ich finde Alles garstig an ihr. Wie mir die Körbe — natürlich des gerechtesten Zornes — ins Gesicht steigt, als ihre schlanke, zierliche Figur lautlos

über den Teppich gleitet (Schlange! murmelte ich Aſket); wie ſie . . . kurz, was ſie auch beginnt, iſt mir verhaßt; in Allem ſehe ich Aeußerungen der ſchwarzen Seele des „anderen“ Geſchlechts. Auch dabei glaube ich in einen Abgrund weiblicher Boſheit zu blicken, als ſie, eine Blume zu brechen oder ſich Kühlung zu verſchaffen, ſich ihres rechten Handschuhs langſam entledigt, Knopf für Knopf der Sechszehner-Reihe löſend. Und wie ſie . . .

Ah —

Sapriſti! Daß ich ſie nur von hinten, ein ganz klein wenig nur von der Seite ſehen kann! So zierlich und leicht all' ihr Bewegen; juſt ſo, wie ich's liebe. Ja — darf ich denn als Aſket noch lieben? Ich ertappe mich, wie ich's wieder anſange. Graziöſ neigt ſie das — zweifellos, behaupte ich, ſchöne Köpſchen, im Haare ſich eine en passant gebrochene Magnolie befeſtigend, biegsam den Arm . . .

Ja — dieſer Arm; und dieſe Hand!

Wenn ſie die leiſeſte Ahnung haben könnte von meiner Anweſenheit, ſo würde ich behaupten, ſie kokettire mit ihrer des Handschuhs vielleicht abſichtlich entkleideten Hand — ihrem göttlichen Arm. Ja gewiß — lehrt mich dieſes Geſchlecht von Schlangen kennen. Aber . . . ſie ahnt nichts. Und doch könnte ſie es fühlen, wie mein entzückter Blick ſich förmlich einbohrt in den Malabaſter dieſes Armes, wie er trunken jeder ſo künstleriſch, ſo zierlich abgerundeten Bewegung folgt, an dem in dunklerem Infarnat ſich abhebenden Grübchen des Ellenbogens haftet und dürſtend ſich wieder und wieder labt an dem Geſundheit mit berauscherender Schöne vereinenden Göttergebilde. Sie müßte es fühlen — mit körperlichem Schmerz empfinden, wie ich das Pochen meines ſchönheitsbegeiſterten Herzens empfinde. Doch es gibt keinen Magnetismus der Seelen.

Habe ich je ſchon ſolch eine ſüße Hand geſehen?

Dieſe zarten, ſchmalen, ariſtokraſtiſch feinen Finger! Und kein Ring ziert — nein, verunziert die Lieblihen! So roſig die Nägel; o daß ich ſie küſſen könnte, mich heraufküſſen über den zartgewölbten Handrücken, über das ſchlankte Gelenk, ſchmeichelnd gleiten mit dem innigen Druck liebſtammelnder Lippen über die ſamtweiche Schwellung des Armes bis hinauf an den Nacken! Könnte ich mit ſanftem Druck meiner — ach ſo tölpelhaft mir jetzt erſcheinenden Hand ihr meine Begeiſterung verrathen, ſie an mich ziehen und dieſen himmliſchen Arm um meinen Hals ſchlingen . . .

Ja, daß ich ſie küſſen könnte. Ihre Hand. Denn ob die Lippen, ob das Antliß der Störerin meines Seelenfriedens es in gleicher Weiſe verdienten? O doch. Denn wie könnte anders der reizendſte Kopf dieſen herrlichen Leib krönen? Wie wäre es denkbar, daß die Entzückende neben dieſem himmliſchen Arm — lächerlich! — ſagen wir einer ungeſtalteten Naſe . . . ſich erfreute!

Ich träume, das Auge auf den zauberiſchen Arm geheftet . . .

Ob ich ſeufzte?

Sie dreht ſich um, mir ihr Antliß zuwendend.

Oh, meine Illuſionen! . . . ein altes, verwittrtes Geſicht!

„Franz! — Hut, Ueberzieher, Stoß!“

Ich fliehe. Endgiltig. Betrackter Arm! Wo finde ich ein paſſendes Geſicht dazu?

### Stumm.

Abend war's und Nacht umſäumte  
Schon der Fluren Summe Rund',  
Jedes Blüthenköpfchen träumte  
An der Erde feuchtem Mund.

An dem violetten Himmel  
Blinkte lichter Sternenschein,  
Kege ſchien zwar ſein Gewimmel,  
Aber ewig ſtumm zu ſein.

Angſtlich lag des Schweigens Fülle  
Auf der maienlaunen Nacht,  
Da zum Liebſten durch die Stille  
Schlich ich einſt behutſam, ſacht.

Stumm wir küßten. Und wir blieben  
Beide ſtumm die ganze Nacht;  
Denn im nahen Zimmer drüben  
Wär' ſonſt Väterchen erwacht!

Max Klose.

### Gut verwendet.

Novelle von Catulle Mendès.

I.

Selbſt wenn man klein und zierlich iſt und ſo ſchwächig wie ein Stieglitz, der ſich auf der Spitze einer blühenden Diſtelſtaude wiegt, kann man ein Kipfel mit einem Täſſchen Milch keinen reichlichen Imbiß nennen. Und doch war Madeleine damit zufrieden. Wenn ſie die letzten Krümchen geſſen und mit ihrem roſigen Zünglein die Taſſe ausgeleckt hatte, war ſie ſo ſatt, als man es nur immer ſein kann. Noch weniger hätte für ihren Vogelappetit auch ausgereicht. Glückliche Genügsamkeit! Es wäre nämlich Madeleine unmöglich geweſen, ſich ein ausgiebigeres Mahl zu gönnen. Seitdem ſie ihrer Werkſtätte endgiltig den Rücken gekehrt hatte, um die ſieben Sonntage der Woche mit ihrem Liebhaber zuzubringen, war das wenige Geld, das ſie gehabt, auf nichts zuſammengeſchmolzen. Wohl beſaß ſie eine kleine Sparbüchſe in der Form eines Täſſchens, aber darin war jetzt Waſſer, in welchem ein Roſenſtengel badete. Die Wohnung beſtand aus einem Zimmerchen, das mit Einrichtungsſtücken keineswegs überfüllt war. Früher hatte es vielleicht Vorhänge vor den Fenſtern, eine Uhr an dem Kaminsims, eine Kommode gegenüber der ſehr ſchmalen Bettſtatt gegeben; allein, was verkauft werden konnte, war längſt verkauft. Schlag man vom Bette die Decke zurück, ſo konnte man die bloße Matraze ohne Betttücher ſehen. Daß es an der Wand noch einen Spiegel gab, wird Jeder begreiflich finden; wenn man achtzehn Jahre alt und ſehr hübsch iſt, verzichtet man ungerne darauf, ſich im Spiegel zu bewundern.

Madeleines Toilette zeichnete ſich durch denſelben Mangel an jeglichem Luxus aus; ein Schlafrock aus dünnem, geblühtem Zeug, der auch als Kleid dienen konnte, weil ein Gürtel da war, der die Taille ſchloß; eine Bandschleife in

## Ehestands-Szene.



**Der Gatte:** Ich sehe schon, Mathilde, Du wirst mich niemals lieben!

**Die Gattin:** Wer kann wissen, lieber Mann? Vielleicht wenn wir einst alt, sehr alt sein werden...

Unter Cocotten.



- Wie? Du hast keine Vorhänge an den Fenstern? Und Abends beim Auskleiden? . . .
- Ich wollte welche anbringen, aber die Nachbarschaft hat sich beklagt.

dem gelockten Blondhaar, ein Paar Stiefelchen, die, weil sie schiefe Abläge und gar keine Knöpfe mehr hatten, auch als Pantoffel dienen konnten: das war Alles. Die zartgeformten, weißen, glatten Arme kamen aus den Ärmeln des Schlafrockes ganz nackt zum Vorschein, ohne jegliche Hülle von Watte oder Spitzen. Wie? kein Hemd? wird man fragen. Nein, fürwahr, kein Hemd. Das arme Geschöpf! wird der mildherzige Leser sich denken. Doch der mildherzige Leser mag sein Mitleid für Diejenigen aufsparen, die nicht jung und nicht geliebt sind.

Madeleine beneidete Niemanden, da sie ihre frischen, rosigen Lippen besaß, auf welchen die Wonne des Kusses sich durch das Glück, das sie gewähren, verdoppelt. Sie würde immer gelächelt haben, wenn sie nicht manchmal auch geschlafen hätte.

Ich möchte keineswegs behaupten, daß Madeleine jene kostbaren Koben, wie geniale Schneider sie zu erfinden wissen, zurückgewiesen haben würde, wenn ihr Liebhaber ihr sie hätte geben können; es wäre ihr vielleicht angenehm gewesen, nicht bloß in den Augen, sondern auch in den Ohren funkelnde Diamanten zu tragen; da sie aber Gilbert liebte, einen Studenten, der ebenso arm wie sie selbst, gab sie sich nicht solchen Träumen hin, umsoweniger als die Wirklichkeit entzückend genug war. Nur eine Sache war's, die ihr Kummer verursachte: das war die Matrage ohne Bettlinnen. Wenn man eine so zarte, sammtweiche Haut hat wie Madeleine, bequemt man sich nur schwer dazu, auf einem so rauhen Stoff zu liegen!

Der gütige Leser lächelt vielleicht und fragt sich zweifelnd: Gibt es denn noch diese Liebchaften zwischen Studenten und Grisetten? Sei ruhig, mein Freund: die lachende Armuth verliebter junger Herzen ist ewig, wie der Frühling mit seinen wiederkehrenden Sperlingen und Veilschen.

## II.

Während Madeleine, auf einem Sessel stehend, ihre Tasse auf das Brett zurückstellte, wo ihr dürftiger Hausrath stand, ging die Thür auf und Gilbert trat mit fröhlichem Lachen ein.

— Wart', rief er, spring mir nicht an den Hals! Zuerst errathe, was ich Dir gebracht habe.

Ihm nicht an den Hals springen war eine schwere Bedingung, aber sie fügte sich: denn sie war sehr folgamer Natur, auch am Tage.

— Wie soll ich Das errathen?

— Rathe nur!

— Was weiß ich? Ein Blumensträußchen?

— Ach, das wäre zu gewöhnlich! Rathe weiter!

— Etwas, was Du gefunden hast?

— Gefunden?

— Mein Gott! Du besaßest zehn Sous, als Du ausgingst.

— Thut nichts: etwas, was ich gekauft habe. Es kommt ja oft vor, daß man ohne Geld kauft.

— Man hat Dir also gepumpt?

— Das geht Dich nichts an. Du sollst errathen, was ich unter meiner Jaquette habe.

— Ich kann's nicht errathen.

— Nun wohl, rief Gilbert triumphirend, ich bringe Dir — ein Kleid! Es thut mir weh, Dich immer nur in Deinem Schlafrock von geklümtem Ziß zu sehen. Ich setzte es mir in den Kopf, daß Du ein schönes Kleid bekommen sollst und ich habe einen Kaufmann gefunden, der mir auf mein ehrliches Gesicht kreditirte.

— Ein Kleid! wiederholte Madeleine geblendet.

— Ja.

— Von Mouffeline.

— Höher!

— Von Orleans!

— Höher!

— Von Velours?

— Höher!

— Warum nicht gar? etwa von Goldbrokat?

— Nein, von rothem Satin!

Er knöpfte den Rock auf und zog ein Stück rothen Satin hervor, das er mit einer raschen Bewegung der Hand aufrollte, daß Madeleine einen Bach süßiger Rubinen vor den entzückten Augen zu haben wähnte.

— Ach, wie schön! rief sie, die Hände zusammenschlagend. Und wie hübsch werde ich darin sein! In zwei Tagen wird das Kleid fertig sein und am Sonntag will ich es zum ersten Mal anziehen, um im Luxembourg-Garten spazieren zu gehen. Aber jetzt darf ich Dich schon küssen, wie?

Und sie flog ihm an den Hals. Aber Gilbert mußte wieder fort. Er hatte versprochen, eine gute alte Tante in Champigny zu besuchen. Die Frau war nicht reich, aber sie sandte ihm zuweilen Früchte, Geflügel und wohl auch etwas Taschengeld. Am Sonntag wollte er wieder da sein, um Madeleine nach dem Luxembourg-Garten spazieren zu führen.

Kaum daß er fort war, machte Madeleine sich an die Arbeit. Sie entlieh von der Hausmeisterin eine große Scheere und begann den Satin, den herrlichen rothen Satin zuzuschneiden.

## III.

Am zweitnächsten Tage, nach Anbruch der Nacht, kehrte Gilbert vom Lande zurück. Als er das Zimmerchen betrat, das durch eine Lampe erhellt war, sah er zu seiner Verwunderung, daß Madeleine nicht angekleidet war oder doch das neue Kleid nicht angezogen hatte, sondern, wie gewöhnlich, den Schlafrock von dünnem Ziß. Dies kränkte ihn. Sie hatte sich nicht sehr beeilt, sich mit dem Geschenke zu schmücken, das er ihr gemacht hatte. Er hatte sich so sehr darauf gefreut, sie noch diesen Abend auf dem Boulevard, bei glänzendem Gaslichte, vor den Augen seiner erstaunten Kameraden spazieren zu führen!

— Du bist noch nicht bereit? fragte er kühl.

Sie erwiderte lächelnd, ein wenig verlegen:

— Du hättest mich gar so gern in glänzender Toilette gesehen?

— Gewiß, erwiderte er.

— Nun denn, Gilbert, das Kleid war doch nicht das Dringendste, und ich hatte nicht Zeit, es in zwei Tagen zu machen. Auch dachte ich, Du würdest nicht zürnen, wenn . . .

Er blickte sie erstaunt an. Sie aber brach in helles Lachen aus.

— Meiner Tren! rief sie; schau, was ich aus Deinem Geschenke gemacht habe.

Mit raschem Griff zog sie die Decke von dem kleinen Bette weg und im Lichte der Lampe erglänzten die Betttücher aus scharlachrothem Satin; und als Madeleine im Nu ihren Schlafrock abgestreift hatte, erschien sie dem bezauberten Gilbert auf diesem glatten, rothen Stoffe weißer und schöner und begehrenswerther denn je.



Im Salon.

Es wird von den Kleinen gesprochen.

— Mein Jüngstes, erzählt eine Dame, hat sich stets geweigert, die Brust zu nehmen.

Da mengt sich Herr A. ins Gespräch.

— Es gibt schon solche Kinder, sagt er. Wie Sie mich da sehen, habe ich erst mit 18 Jahren angefangen.

\*

Auf der Straße.

— Wie? Deine Frau ist wieder guter Hoffnung?

— Ach ja, mit dem Siebenten.

— Hast Du noch nicht genug?

— Was soll ich anfangen? Den unschuldigsten Scherz nimmt sie gleich ernst.

\*

Die höchste Vorsicht.

Am 31. zu heirathen, um seine Frau am Ersten zu haben.

\*

Gleiche Ansichten.

Er (Nachts vor Antritt einer Geschäftsreise): Es thut mir leid, mein Weibchen, Dich fast 14 Tage allein lassen zu müssen, aber es muß sein. Am unbequemsten auf den Reisen ist mir nur, daß man jeden Abend wo anders zu Bett geht.

Sie: Mir gefällt das auch nicht. A. D.

\*

Eine Costumefrage.

Schauspielerin: Morgen singe ich in einer Operette und habe zu meinem Costüme Weinblätter nöthig.

Commiss: Sie brauchen wohl nur ein Blatt?

\*

Fatales Mißverständnis.

Als bei der letzten Volkszählung in den Häusern die Bögen circulariten, welche von den Parteien in ihren Rubriken: Name, Alter, Stand, Geburtsort und Zuständigkeit auszufüllen waren, passirte es einem bereits im majorennen Alter stehenden Fräulein, daß dasselbe die Rubrik „Geburtsort“ auszufüllen über sah.

Der betreffende Beamte lud daher dieses Fräulein vor und begann mit demselben folgendes Verhör:

„Sie heißen, mein Fräulein?“

„Etvira Nicoletti.“

„Wie alt? wenn ich bitten darf.“

„Siebenundzwanzig Jahre,“ replicirte das Fräulein etwas verlegen.

„Ledig oder verheirathet?“

„Leider noch ledig.“

„Und wo geboren?“ frug der Beamte weiter.

Das Fräulein erröthet und schweigt.

„Wo geboren, mein Fräulein?“ frägt der Beamte ein zweites Mal mit etwas gehobener Stimme.

„Aber ich bitte Sie, mein Herr,“ antwortet endlich das Fräulein kleinlaut.

„Nun, wo geboren, in Wien?“ wiederholt der Beamte.

„Nein, nicht immer,“ seufzt Etvira.

(Ed. U.)

\*

Was kommt selten vor?

Daß ein Gläubiger seinen Schuldner hinauswirft; daß eine Dame der andern verzeiht, eine neue Mode zuerst getragen zu haben;

daß ein Schauspieler dem andern einen Vorbeerfranz gönnt;

daß ein Subalterner seinem nächsten Vorgesetzten ernstlich ein langes Leben wünscht;

daß eine Köchin ihrer Herrschaft mehr ergeben ist, als ihrem Geliebten;

daß eine Schwiegermutter an ihrem Schwiegersohn nichts zu tadeln findet;

daß eine Ehegattin den Stat für ein edles Spiel erklärt.

Gw—r.

\*

Einer Schwiegermutter ins Stammbuch.

(Chafel.)

Wer eine Schwiegermutter hat,  
Für den ist theuer guter Rath!  
Was über Wein, Gesang und Weiber  
Gräußert einst Herr Luther hat,  
O glaub' mir, daß es keine Geltung  
Für Teufels Unterfutter hat. —  
D'rum wem der liebe Gott beschieden  
Hier keine Schwiegermutter hat,  
Der lenkt sein Lebensschifflein heiter,  
Auch wenn er keinen Kutter hat,  
Auch ist vergnügt sein Brod, auch wenn er  
Nur Salz anstatt der Butter hat.

Jos. Ludwlg.

## Die Schöne Luciole. (18)

Roman von Charles Aubert.

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf und der Baron erschien, mit einem Kästchen in der Hand.

— Ah, mein Vormund! rief das Mädchen, auf ihn zueilend.

— Was ist Ihnen, mein Kind? fragte Baron Georges theilnahmenvoll, indem er sie zu ihrem Hauteuil geleitete. Was bedeuten die Thränen, die Aufregung?

— Ach, mein Herr! Ist es wahr, daß Sie daran denken, mich zu verheirathen?

— Es ist wahr.

— Ist es wahr, daß Sie Ihrem Herrn Bruder gestattet haben, mir von seiner Liebe zu sprechen?

— Ja.

— Oh, mein Gott! . . .

Justin hatte sich verlegen niedergesetzt und schwieg.

— Beruhigen Sie sich, theure Juliette, sagte der Baron, und hören Sie mich an. Ich begreife Ihre Erregtheit. Sie waren auf dieses Geständniß von Seite meines Bruders nicht gefaßt; aber er liebt Sie seit langer Zeit.

— Seit langer Zeit? . . .

— Jawohl; seit acht Jahren schon hat er sich daran gewöhnt, Sie als seine Braut zu betrachten . . .

— Als seine Braut?

— Sie wissen, mein Kind, daß ich das volle Vertrauen Ihres verehrten Vaters besaß. Hier, in diesem Kästchen, sind die Briefe, die er mir geschrieben hat: ich habe sie alle aufbewahrt. Da ist einer, den er einige Tage vor seinem Tode schrieb und in welchem er mir seine väterliche Gewalt über Sie, sein geliebtes Kind, vererbt, indem er mich bittet, über Ihr Glück zu wachen und Sie zu veranlassen, seinen heißesten Wunsch zu erfüllen.

— Welchen Wunsch?

— Jede Familie hat ihre Geheimnisse . . . Die Gründe, die ihn vermocht haben, Ihre Schwester mir zu geben, ließen ihn auch wünschen, daß Sie die Frau meines Bruders werden.

— Ist's möglich!

— Er hat mich zu Ihrem Vormund eingesetzt . . . Uebrigens, lesen Sie diese Briefe . . . Sie werden sehen, welche Hoffnungen er in mich gesetzt hat . . . Der Wille eines Sterbenden ist heilig, mein theures Kind, und wenn Ihre unglückliche Schwester noch am Leben wäre, würde sie Sie auf diese Heirath vorbereitet haben. Da ist übrigens ein Brief an Sie, von Ihres Vaters eigener Hand.

Zitternd langte das arme Mädchen nach dem Briefe und erbrach den Umschlag, während die beiden Ganner einen viel-sagenden Blick mit einander austauschten.

Das Mädchen küßte den Brief, ohne zu ahnen, daß derselbe ein Machwerk Justins sei, der zu seinen geheimnißvollen Industrieen auch diejenige eines geschickten Fälschers zählte.

Juliette las den Brief von Anfang bis zu Ende. Die letzten Zeilen lauteten:

„Ich kann Dir nur Eines sagen, mein theures Kind: es handelt sich um unser Glück. Darum zähle ich auf Deinen Gehorsam, selbst wenn diese Ehe Dich ein Opfer kosten sollte.

Dein sterbender und Dich segnender Vater.“

Als Juliette zu Ende gelesen, sprach sie ernst und entschlossen:

— Wohl denn, ich werde gehorchen.

— Ich war dessen sicher, erwiderte der Baron. Binnen zehn Tagen verlasse ich Frankreich und ich möchte nicht fort, ohne Ihr Schicksal gesichert zu wissen.

Juliette neigte stumm das Haupt und eilte aus dem Zimmer.

Fast in demselben Augenblicke trat ein Diener ein.

— Ein Mann ist da, der empfangen zu werden bittet.

— Wie heißt er?

— Glimard.

— Ach ja, gut. Führen Sie ihn in das Zimmer meines Bruders, befahl Justin.

Dann wandte er sich an den Baron mit den Worten:

— Es ist der Mann, von dem ich Dir gesprochen habe. Komm!

### XIV.

#### Der ehrenwerthe Herr Glimard.

Während sie ihren Plan zur Aneignung der Mitgift Juliettens verfolgten, gaben die Brüder Firminy auch die Jagd auf die Millionen des alten Jaques nicht auf. Allein, da stießen sie auf schier unüberwindliche Schwierigkeiten, und Georges, den es nach Golde gelüstete, damit er die Gier Lucioles befriedigen könne, schlug vor, den Anschlag mit bewaffneter Hand durchzuführen.

— Bist Du toll? Wir würden am nächsten Tage die ganze Polizei hinter uns her haben, sagte Justin. Ich weiß Besseres.

— Laß hören.

— Wir müssen das Gesetz für uns haben. Du weißt, wir sind die Vetter des Alten . . . Die Hauptsache ist, sein Weib und seinen Sohn wiederzufinden. Wenn sie noch am Leben sind . . . dann umso schlimmer für sie . . . Wenn sie todt sind, dann müssen wir dem Alten irgend einen „Unfall“ bereiten und sind am Ziel.

— Du hast Recht, entgegnete der Baron. Zunächst wollen wir Frau von Puymeras und ihren Sohn wiederfinden.

Und sie machten sich sofort auf die Suche. Allein Mutter und Sohn waren seit 20 Jahren verschwunden. Nach dreitägigem Suchen gaben die beiden Brüder die Sache auf.

— Sie sind todt, dachte Justin, oder sie haben das Land verlassen. Kurz, sie existiren nicht. Wir brauchen daher zwei Todtenscheine.

Und er erinnerte sich eines sicheren Glimard, den er in seinem „Tugendbund“, dessen Präsident er gewesen, kennen gelernt hatte. Dieser Glimard, derzeit in der Mairie zu Annières angestellt, war ein Taugenichts schlimmster Sorte, der unter dem Scheine heuchlerischer Ehrbarkeit die schlimmsten Laster barg.

Einen solchen Mann brauchten die Brüder Firminy.

Justin hatte ihm geschrieben und ihm zu verstehen gegeben, daß es sich um ein gutes Geschäft handle und der Beamte hatte sich beeilt, dem Rufe zu folgen. Es war ein kleiner, alter, kahler Mensch mit verschmigten Augen und den Manieren einer alten Betschwester.

Mit tiefen Bücklingen betrat er das Kabinet des Barons, geblendet von dem Lurus, der da herrschte.

Georges war zufrieden, als er den Mann erblickte.

— Ich glaube in der That, sagte er sich, daß man diesem Kerl jede Schlechtigkeit vorschlagen darf.

— Meine Herren, ich fühle mich sehr geehrt . . . begann Glimard.

— Sie sind wohl noch in der Mairie zu Asnières angestellt? fragte Justin.

— Ja, im Archiv der Mairie.

— Im Archiv? Umso besser. Hören Sie mich an. Vor zwanzig Jahren kam die Gräfin Puymeras mit ihrem Sohne nach Asnières wohnen. Von ihrem Manne verlassen, der sein Vermögen am Spieltisch und in allerlei schlimmen Streichen vergeudet hatte, war die Gräfin ohne alle Hilfsmittel. Nachdem sie einige Monate im Elend hingebracht, ward sie von einem typhösen Fieber ergriffen und starb. Ihr Sohn folgte ihr bald ins Grab. Alle Beide ruhen im dortigen Ortsfriedhofe . . . Sie verstehen mich wohl?

— Vollkommen. Die Sache ist ja ganz klar und einfach.

— Wenig klar und einfach ist es aber, daß diese Todesfälle nicht registriert wurden.

— Nicht registriert?

— Und daß derselben nirgends Erwähnung geschieht.

— Unmöglich!

— Es ist aber doch so.

Der Alte begriff, daß man sich dem Gegenstande der Unterredung näherte.

— Sobald Sie es behaupten, Herr Baron . . . stammelte er.

— Nun denn, Sie können sich denken, wie unangenehm eine solche Unterlassung den Ueberlebenden werden kann . . .

— Oh gewiß, mein Herr! . . . besonders den Anverwandten.

— Sie haben es errathen; die Gräfin Puymeras gehörte zu unserer Familie.

— Oh, dann begreife ich Ihre Verlegenheit.

— Sagen Sie: unser Unglück! . . . Ich habe mich denn auch oft gefragt, ob man ein solches Versäumniß nicht wieder gut machen könnte. Wie denken Sie darüber, Herr Glimard?

— Um; man müßte beglaubigte Zeugen haben . . .

— Solche gibt es nicht. Bedenken Sie: nach zwanzig Jahren . . .

— Dann ist das Uebel nicht gut zu machen.

— Schade! . . . schade auch Ihetwegen.

— Da ist nichts zu machen.

— Ich glaubte, man hätte was machen können, da Sie die Register in Händen haben. Ein kleinwenig austragen . . . oder eine Korrektur der Ziffer . . .

— Eine Fälschung der Civilstandsregister! Wo denken Sie hin, mein Herr!

— Um Vergebung, es ist nur von einer einfachen Richtigstellung die Rede.

— Und das Duplikat, das bei dem Gerichtshofe niedergelegt ist?

— Haben Sie nicht tausend Vorwände, um überallhin zu gelangen?

— Das ist gefährlich.

— Sind einmal die Todesfälle eingetragen, dann wird es nicht schwer sein, im Kirchhofe einen kleinen Winkel zu entdecken, wo Mutter und Kind begraben sein müssen, so daß, wenn ich Auszüge aus dem Todtenprotokoll benöthigen sollte, ich ohne Schwierigkeiten mir dieselben verschaffen könnte.

— Ach, mein guter Herr, Alldas ist sehr gefährlich.

— Schade, ich wäre sehr erfreut gewesen, Ihnen fünf Billets zu 1000 Francs anzubieten.

Glimard schloß die Augen und wiederholte ganz leise:

— Sehr gefährlich.

— Zehntausend.

— Um, sehr gefährlich.

— Zwanzigtausend und nicht mehr.

Nach diesen Worten hatte der Baron sich erhoben.

Der kleine Greis überlegte.

— Paßt es Ihnen, fragte er plötzlich, daß diese Todesfälle erst im Jahre 1871, zur Zeit der Pariser Ereignisse stattgefunden haben sollten?

— Ausgezeichnet, ich will nichts Anderes.

— Im Hinblick auf die Unordnung, welche zu jener Zeit in der öffentlichen Verwaltung herrschte, scheint mir die Sache nicht unmöglich.

— Nun wohl, es gilt.

— Ich werde eine riesige Combination ersinnen müssen, und riskire fünf Jahre Kerker. Ueberdies werde ich ungeheure Auslagen haben.

— Was wollen Sie mit Alldem sagen?

— Ich muß 25000 Francs bekommen.

— Es sei.

— Fünfstausend vor der Operation, zwanzigtausend nachher.

— Da sind die fünfstausend Francs, sagte der Baron, indem er die Briestasche zog.

— Sie sollen mit mir zufrieden sein, mein Herr, sagte Glimard, indem er die Billets einsackte.

— Wie viel Zeit brauchen Sie, um sich vorzubereiten?

— Acht Tage.

## XV.

### Die armen Verliebten.

Raum in ihr Zimmer zurückgekehrt, begann die unglückliche Juliette bitterlich zu weinen.

Man erinnert sich noch, daß sie in dem Augenblick ihr Fenster geöffnet hatte, als der Baron sie rufen ließ.

— Mein Gott, was mag ihr denn widerfahren sein? fragte sich der junge Mann drüben, als er ihr Schluchzen hörte. Ich täusche mich doch nicht; sie ist es, die da weint.

Er trat ans Fenster und rief hinüber:

— Fräulein Juliette, was ist Ihnen denn?

Als er keine Antwort erhielt, vermochte René seine Unruhe nicht länger zu bemeistern. Er setzte über die Balustrade und schritt auf die Gefahr hin, sich auf dem Pflaster des Hofes den Hals zu brechen, am Mauervorsprung bis zum Fenster seiner Nachbarin.

Das Mädchen lag auf den Kissen des Kanapés, das Antlitz in ihrem Taschentuch verborgen.

René sprang entschlossen ins Zimmer. Juliette stieß einen Schrei aus.

— Fürchten Sie nichts, ich bin's, sagte der junge Mann.

— Sie, Herr René, und durchs Fenster?

— Ja, mein Fräulein, verzeihen Sie mir! Ich hörte Sie weinen und dachte, ein Unglück sei Ihnen zugestoßen.

— In der That, ein Unglück! Doch entfernen Sie sich rasch wieder. Mein Gott, wenn man Sie hier fände! . . .

— Ich gehe schon, Fräulein. Aber Ihre Augen sind voll Thränen. Sagen Sie mir doch, was Ihnen geschehen ist?

Juliette schien einen Entschluß zu fassen.

— Sie haben Recht, sagte sie, ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig.

Sie erhob sich, schloß die Thür, trocknete sich die Augen und begann nicht ohne Anstrengung:

— Herr René, es war recht unbedacht von mir, daß ich mich mit Ihnen in Unterhaltungen von Fenster zu Fenster einließ.

— Das ist kein Verbrechen.

— Aber Sie waren der Bruder meiner besten Freundin und ich konnte nicht voraussehen, daß für uns Beide ein Kummer daraus entstehen könnte.

— Wie, ein Kummer?

— Ja, vielleicht . . . Empfinden Sie ein wenig Liebe für mich?

— Ein wenig Liebe! rief René mit Wärme. Ich bete Sie an von ganzer Seele!

— Nun sehen Sie, daß ich Unrecht hatte, sehr Unrecht, denn wir dürfen uns künftig nicht wiedersehen.

— Nicht wiedersehen! rief René erbleichend.

Juliette senkte das Haupt.

— Ach, mein Fräulein, das ist traurig, sprach der junge Mann in sanftem Tone.

Sein Schmerz schien ein so tiefer zu sein, daß Juliette wieder in Thränen ausbrach.

— Sie werden vielleicht glauben, daß ich falsch und kokett gewesen sei. Ach, niemals würde ich in die Heirath eingewilligt haben, wenn . . .

— Eine Heirath? Sie werden heirathen?

— Ich habe Ihnen bereits von Herrn Justin von Firminh und seinem Bruder, dem Herrn Baron, Erwähnung gethan.

— Wie, er ist's? Sie sagten mir, er sei Ihnen antipathisch!

— Das ist auch die Wahrheit. Aber lesen Sie, fügte sie hinzu, indem sie ihm den von Justin fabricirten Brief reichte.

René ergriff mit zitternder Hand den Brief, las ihn

leiderfüllt zu Ende und gab ihn dann dem Mädchen zurück, indem er stammelte:

— Es ist wahr, mein Fräulein; Sie müssen gehorchen . . . Leben Sie wohl!

— Herr René! rief Juliette aus, — nicht wahr, ich muß mich dem letzten Willen meines Vaters fügen? Ach, wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich bin!

— Ist's wirklich wahr? Lieben Sie mich ein wenig? Das Mädchen begann zu schluchzen.

Ohne sich seiner Handlungsweise recht bewußt zu sein, bedeckte der junge Mann ihre Hände mit Küssen; dann küßte er ihre Haare, ihre Stirne, und fortgerissen von seiner Trübsinnigkeit würde er wohl da nicht Halt gemacht haben, wenn Juliette nicht ihre Fassung wieder erlangt und ihn sanft abgedrängt hätte.

— Ja, sagte sie, Ihre Freundschaft hat mich glücklich gemacht. Ich hatte Vertrauen zu Ihnen und nichts hätte mich bewegen können, zu heirathen. Darum glaubte ich Ihnen diesen Brief meines Vaters zeigen zu sollen, der uns für immer trennt . . . Sie werden mir nun wenigstens Ihre Achtung bewahren.

— Sagen Sie: meine Liebe! Ich schwöre Ihnen, daß ich ewig unglücklich sein werde, weil ich stets nur Sie lieben werde.

— Aber jetzt bitte ich Sie . . . gehen Sie rasch fort! . . . Ich wäre verloren, wenn man Sie hier träfe . . . Gehen Sie, gehen Sie, wenn Sie mich lieben!

— Wie? Sollen wir uns nie wiedersehen?

— Ach, lieber möchte ich sterben, als meinem Vater ungehorsam sein.

René begriff, daß Juliette in ihrem Entschlusse unerschütterlich sein werde.

Er schloß sie plötzlich in seine Arme und bedeckte ihr Antlitz mit Küssen.

Als sie sich seinen Armen entwinden konnte, schalt sie ihn nicht aus; auch ihr standen die Thränen in den Augen.

— Adieu! sagte er, indem er sich auf den Fenster Sims schwang.

Und mit einem Sage war er in seinem Zimmer drüben. Juliette stieß einen Schrei aus, als sie ihn verschwinden sah.

Sie glaubte einen Augenblick, er hätte sich in den Hof gestürzt; aber sie beruhigte sich bald, als sie ihn heil und gesund in seinem Zimmer sah.

Sie trat leise aus Fenster, lehnte sich auf die Balustrade und flüsterte:

— Nie mehr werde ich dieses Fenster öffnen . . . wir dürfen einander nicht wiedersehen . . . Darum sage ich Ihnen: „Ich bin sehr unglücklich, Herr René, denn ich liebte Sie!“ Adieu!

Und durch ihre Thränen lächelnd schloß sie das Fenster, während der junge Mann ihr einen letzten Kuß zusandte.

(Fortsetzung folgt.)